

Rudolf Schenda (13.10.1930-14.10.2000)

Autor(en): **Frizzoni, Brigitte**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **97 (2001)**

Heft 1: **Thema : Volkskundliche Erzählforschung**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rudolf Schenda

(13.10.1930–14.10.2000)

Brigitte Frizzoni

«Und vergessen wir nie, viele Menschen hatten Wichtigeres zu tun, als Bücher zu lesen!»

Wer Rudolf Schenda als Wissenschaftler und Lehrer kannte, kannte auch diesen Satz. Immer wieder kam er darauf zu sprechen. Auch in seinem letzten Referat, das er an seinem 70. Geburtstag hielt, nur einen Tag vor seinem Tod, an einem zu seinen Ehren in Zürich veranstalteten Symposium zu populären Enzyklopädien. An der Universität Zürich hatte der herausragende Erzählforscher und Kulturwissenschaftler den Lehrstuhl für Europäische Volksliteratur von 1979 bis zu seiner Emeritierung 1995 innegehabt, als Nachfolger des Erzählforschers Max Lüthi.

Was meinte Rudolf Schenda mit diesem Satz genau? Zum einen sprach er damit an, was er schon in seinem opus magnum, seiner Habilitationsschrift *Volk ohne Buch* (1970), einem Klassiker der Literatursoziologie, dargelegt hatte: die Deutschen waren im 18. Jahrhundert und bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht etwa das Volk der Dichter und Denker, als das sie sich selbst gerne darstellten, sondern ein Volk von Analphabeten, ein Volk ohne Buch eben. Damit provozierte er, was er gerne tat, und spornte seine Kollegen zu weiteren Leserforschungen an, die er wiederum mit Interesse verfolgte. Zum anderen lenkte er mit diesem Satz den Blick auf die, um die es ihm ein Forscherleben lang ging: die «Kleinen Leute», die fernab von bildungsbürgerlichem Leben ums Überleben kämpften und, erschöpft von der Arbeit, kaum hehre Literatur lesen mochten, sondern zu den «billigsten», «anspruchlosesten» und «schmutzigsten» Lesestoffen griffen, wenn sie denn überhaupt lasen.

Forschung war für Rudolf Schenda nicht Selbstzweck, sondern hatte im Dienst einer sozialen Emanzipation zu stehen. Das gab er auch seinen Studierenden mit auf den Weg. Nie vergass er, die harten Fakten hinter den Forschungsobjekten zu erwähnen, etwa die monotone Arbeit des Kolorierens von Bilderbögen, die Kinder verrichteten, oder den wirklichen Hunger, der aus Volkserzählungen spricht. Immer wollte er wissen, wer von Inhalten profitierte, wer unter ihnen litt. Hier war er wohl nicht nur dem Erbe der 68er verpflichtet, sondern auch seiner Herkunft (sein Vater war Malermeister, seine Mutter kam aus einer Bergarbeiterfamilie) und seiner Kindheit und Jugend in Essen und Nördlingen während des Nationalsozialismus.

Soziale Sensibilität und Engagement prägten nicht nur sein Verhältnis zu seinen Forschungsobjekten. Auch wer Rudolf Schenda persönlich begegnete, spürte sofort seine herzliche Anteilnahme, fern allen professoralen Gehabes. «Kann ich etwas für dich tun?», so wurde man von ihm stets freundlich empfangen. Und nie ging man ohne Gewinn von ihm, sei das in Form eines wertvollen Hinweises aus seinem

berühmten umfangreichen Zettelkasten oder in Form eines bereichernden Gesprächs. Mit derselben Hilfsbereitschaft beantwortete er Anfragen von Forscherinnen und Laien aus der ganzen Welt.

In seiner Korrespondenz ist in nuce bereits erkennbar, was Rudolf Schendas gesamtes Œuvre formal charakterisiert: Es ist seine Freude an der Sprache, seine Fabulier- und Formulierlust, die das Lesen seiner Werke nicht nur für Fachleute zum Genuss macht. Rudolf Schenda war gleichermassen Erzählforscher wie erzählender Forscher; er verstand es vorbildlich, so komplexe Sachverhalte wie die Kulturgeschichte der mündlichen Erzählkultur (*Von Mund zu Ohr*, 1993) verständlich und fesselnd darzulegen. Vor allem mit seinen Publikationen *ABC der Tiere* (1995), der ersten Kulturgeschichte der menschlichen Einstellung zu Tieren, und *Gut bei Leibe. Hundert wahre Geschichten vom menschlichen Körper* (1998) hat er ein breites Publikum erreicht. Vorbildlich sind auch seine kommentierten Übersetzungen italienischer Märchen aus Sizilien (1991) und der Toskana (1996) sowie des *Pentamerone* von Giambattista Basile (2000) – sein letztes Werk, das in Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen aus Italien, Österreich, Deutschland und der Schweiz entstand.

Unstillbare Neugier, gepaart mit unermüdlichem Arbeitseifer, trieb Rudolf Schenda zur Erschliessung immer neuer Forschungsgebiete an. Er beschäftigte sich mit Heiligem wie mit Profanem, mit «Beten» wie mit «Barthaaren – auch bei Frauen». Seine immense Breite zeigt sich in der Publikationsliste: sie umfasst – neben unzähligen enzyklopädischen Artikeln und Rezensionen – 178 Aufsätze sowie 16 Monografien, darunter preisgekrönte Arbeiten wie die bahnbrechende Studie *Das Elend der alten Leute* (1972) und den Meilenstein in der Sagenforschung *Sagenerzähler und Sagensammler der Schweiz* (1988). Sein grenzüberschreitendes fundiertes Wissen und seine enorme Belesenheit machten Rudolf Schenda zum idealen Mitherausgeber zweier internationaler Fachpublikationen, der *Enzyklopädie des Märchens* (1977–1992), für die er auch über 60 Beiträge verfasste, und der internationalen Zeitschrift für volkskundliche Erzählforschung *Fabula* (1975–1980).

Dass der Wissenschaft mit dem Romanisten und Anglisten Rudolf Schenda ein ungemein innovativer Forscher gewonnen war, war schon früh zu erkennen. An einem Erzählforschungskongress 1959 stellte der junge Rudolf Schenda, der über sein Dissertationsthema referierte (*Die französische Prodigienliteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts*, Diss. 1961), quasi in einem Nebensatz die Märchenforschung auf den Kopf. Grund genug für Hermann Bausinger, 1962 nach ihm zu suchen, als in Tübingen eine Assistentenstelle zu besetzen war. Hier setzte sich Rudolf Schendas akademische Laufbahn mit der Habilitation fort (1969, *venia legendi* für Deutsche und Romanische Volkskunde); darauf folgten die Berufung zum ausserplanmässigen Professor im Fachbereich Sozial- und Verhaltenswissenschaften (1973), die Ernennung zum ordentlichen Professor am Seminar für Volkskunde in Göttingen (1973–1979) und schliesslich die Berufung nach Zürich.

Während seiner 40-jährigen Forschungstätigkeit hat Rudolf Schenda nicht nur den Forschungsstand seiner Disziplin kritisch kommentiert, sondern dem Fach

Volkskunde auch den Weg gewiesen, z. B. indem er bislang Ausgeblendetes (Autobiografisches Erzählen und Oral History) in die Folkloristik aufnahm, indem er die Erzählforschung erweiterte zu einer Sozial- und Kulturgeschichte des Erzählens und Lesens, indem er aufräumte mit der traditionellen Vorstellung vom echten, uralten, über Jahrhunderte mündlich tradierten Volkserzählgut.

Zum Abschied sagte Susanne Schenda über ihren Mann: «Rudolf lebte für die Wissenschaft. Gleichzeitig half ihm die Wissenschaft auch, sein Leben zu bewältigen.» Tatsächlich war seine Weltsicht auch melancholisch geprägt. Umso mehr schätzte er die befreiende Wirkung der Lektüre, fand hier wohl auch Seelenverwandte. Im Schlusswort zum *Pentamerone*, seinem letzten Werk, schreibt er über Giambattista Basile, als rede er von sich selbst: «(...) strebte er doch unverdrossen nach einer utopisch besseren Welt jenseits der düsteren Wälder und der Abgründe, suchte nach einem Leben, das für ihn poetischer, harmonischer, musikalischer, singbarer und auch sagbarer, sprich frei von Bevormundung, Kontrolle und drakonischen Bedrohungen hätte sein können.»

Er fehlt uns sehr.